

Mit der Transsibirischen Eisenbahn durch Russland nach China : Tagebuchnotizen und Eindrücke [Schluss]

Autor(en): **Bärtschi, Christian**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA**

Band (Jahr): **58 (1987)**

Heft 1

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-810542>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Mit der Transsibirischen Eisenbahn durch Russland nach China

Tagebuchnotizen und Eindrücke

(Schluss des Berichts vom Fachblatt 12/86)

18. Juli: China

China! Schon früh erwachen wir, denn wir wollen die ersten Landschaftseindrücke nicht verpassen. Eine steinige, aber kultivierte Gartenlandschaft dehnt sich vor uns aus. Kleine gepflegte Äckerchen, terrassierte Hügel. Man merkt schon hier, wie liebevoll und intensiv die Erde bearbeitet wird.

Um die Frühstückszeit sind wir bereits in *Datong*, der grössten Stadt im Norden der Provinz Shanxi. Wir fahren zum Hotel. Wir werden nun zwei Tage in dieser Stadt und deren Umgebung verbringen.

Von jetzt an erleben wir auf Schritt und Tritt Überraschungen. Hier kommen wir auch erstmals mit zwei chinesischen Besonderheiten in Berührung: mit der Teekultur und der Fahrradkultur.

Kaum im Hotel, wird der erste dampfende, wohlriechende *Tee* ins Zimmer serviert. Übrigens: In ganz China waren wir in keinem Hotel, wo nicht im Zimmer eine ganze Einrichtung zum Teetrinken bereitgestanden wäre. Auch bei jedem offiziellen oder inoffiziellen Besuch wurde uns Tee angeboten, in grossen Tassen und mit reichlich auf der Oberfläche schwimmenden aromatischen Teeblättern.

Ein erster kleiner Rundgang durch die Stadt. Die breiten Strassen sind vierspurig, wobei zwei davon strikte den Velofahrern vorbehalten sind. Alles fährt auf dem *Fahrrad*: Frauen, Männer, Kinder, Grossmütter und Grossväter. Einzelne fahren rikschaartige Fahrzeuge – und führen gleich die ganze Familie spazieren. Auch Haustiere werden auf dem Velo transportiert; Hühnerkäfige, Schweine. Selbst die Polizei radelt auf Zweirädern herum... Es kommt einem vor wie an der Tour de Suisse, mit dem Unterschied, dass die Kostüme und das Material weniger farbenfroh sind. Dafür hört die Fahrradschlange aber auch nicht auf; es erinnert einen an ein endlos fliessendes Band. Später, in Shanghai, werden wir selber unter die Radfahrer gehen...

Wo wir gehen und stehen, bildet sich ein Kreis von staunenden Zuschauern. Blonde Haare und Bärte scheinen besonders attraktiv zu sein. Fast kommt es mir vor wie bei uns im Heim: Sobald eine fremde Person das Gelände betritt, strömen die Kinder zusammen... Weder hier noch dort wirkt es aggressiv oder lästig – höchstens etwas ungewöhnlich.

*

Erstes Mittagessen mit *Stäbchen* (im Laufe der nächsten drei Wochen werden wir zu wirklichen Stäbchen-Fans!).

13 verschiedene Speisen stehen auf dem Tisch (altchinesische Regel: soviel Speisen wie am Essen teilnehmende Gäste): verschiedene gedämpfte Gemüse, geschnetzeltes Fleisch, ein ganzer Fisch, Huhn, Salate (u.a. mit Zucker überstreute Tomaten) und natürlich Reis. Und zum Schluss gibt's dann noch eine Suppe (manches ist in China eben gerade umgekehrt als bei uns). Es kostet anfangs schon einige Fingerverrenkungen, dieses Essen mit den runden, dünnen Stäbchen. Und dass einem die Speisen unterwegs buchstäblich abhanden kommen können, ist typisches Anfängerpech. Natürlich liessen sich zur Not Gabel und Messer organisieren (seitdem China sich dem Westen geöffnet hat, weiss es auch mit solchen Problemen umzugehen!), aber erstens gibt einem dies der Kopf nicht zu, und zweitens kommen uns mit der Zeit unsere westlichen Esswerkzeuge (!) etwas gestelzt – um nicht zu sagen: barbarisch – vor...

*

Auf dem Tisch unseres Hotelzimmers stehen Schreibblock, Tintenfläschchen, Federhalter und Stahlfeder. So haben wir früher in der Schule geschrieben – in einer noch kugelschreiberlosen Zeit. Die Feder ist spitz; ob sich damit die chinesischen Schriftzeichen besonders gut schreiben lassen?

*

Am Nachmittag besuchen wir die berühmten *Buddha-Höhlentempel*, die sog. Yungang-Grotten. Diese Tempel, gebaut im 5. nachchristlichen Jahrhundert, werden als ein Höhepunkt innerhalb der chinesischen Kunstbauten bezeichnet. In zum Teil recht dunklen Felsenhöhlen erheben sich riesige, bis zu 20 Meter hohe Buddhastatuen. Heute gibt es an diesem Ort noch 53 erhaltene Höhlen, in denen über 50 000 Buddhadarstellungen (die kleinste ist 2 cm hoch) anzutreffen sind. Der Eindruck, der von dieser Bildhauerkunst ausgeht, ist absolut überwältigend und eigentlich mit nichts zu vergleichen, was ich bis heute gesehen habe. Leider ist weder das Einwirken der Natur noch des Menschen spurlos an diesen unvergleichlichen Kunstwerken vorbeigegangen. Obwohl heute geschützt, hat auch hier der Vandalismus schmerzhaft deutliche Spuren hinterlassen!

19. Juli

In *Datong* befindet sich noch die letzte *Dampflokomotivfabrik* der Welt. Der Besuch dieser Fabrik steht heute vormittag auf dem Programm; wir spüren, dass unsere chinesischen Begleiter stolz darauf sind, uns diese Anlage zeigen zu dürfen. China hat riesige Kohlevorräte; es

wundert daher nicht, dass ein Grossteil der chinesischen Eisenbahnen noch mit Dampf fährt. Dampfloks werden auch exportiert; Indien gehört zu den wichtigsten Käufern. Gestern abend haben wir in der Hotelbar einen jungen englischen Ingenieur angetroffen, der sich für drei Jahre an die Datong-Dampflokomotivfabrik verpflichten liess. Er ist weltweit einer der wenigen Spezialisten für den Bau, vor allem für die Weiterentwicklung dieser Modelle.

Von ihm erhalten wir ein paar Zahlen. Die Fabrik beschäftigt 9000 Arbeitskräfte. Pro Tag verlässt im Durchschnitt eine fertige Lok das Werk. Die Arbeitslöhne bewegen sich zwischen 50 und 150 Yuan im Monat (der oberste Direktor verdiene 150, der Hilfsarbeiter 50 Yuan. Wenn wir diese Zahlen halbieren, erhalten wir die Lohnsumme in Schweizerfranken). Er als ausländischer Spezialist verdient 6000 Yuan monatlich – zwanzigmal mehr also als der Fabrikdirektor –, für europäische Verhältnisse sicher kein Spitzenlohn. Und doch: Es zeichnet sich hier natürlich krass die Problematik der sog. «Entwicklungshilfe» ab . . . Er spricht von seinen Schwierigkeiten. Einerseits fühlt er sich einsam, fehlen ihm wirkliche Freunde. Die tiefliegende Angst der Chinesen, sich mit Ausländern über das «höfliche Mass» einzulassen. Noch sind es kaum 10 Jahre her, da – während der sog. «Kulturrevolution» – Ausländerkontakte fatal enden konnten. Zum andern macht ihm die chinesische Kost zu schaffen, die sich ja in der Tat nicht mit dem angelsächsischen Essverhalten vergleichen lässt!

Der Besuch der Fabrik ist auch für uns interessant, insbesondere kommen aber unsere englischen und amerikanischen Freunde – Techniker, Ingenieure – auf die Rechnung. Natürlich finden sie den Betrieb reichlich veraltet; wir können das weniger beurteilen. Stolz sind jedoch alle, dass sie zu einer Probefahrt in den Führerstand einer brandneuen Dampflok eingeladen werden und gar die Signallupe eigenhändig betätigen dürfen. Und als dann gar bei einer Tasse Tee jedem Besucher ein in Seide gebundenes, mit dem eigenen Namen (englisch und chinesisch) versehenes Dokument in die Hand gedrückt wird: «HONOURED STEAM LOCOMOTIVE DRIVER ON PROBATION», hat man sich sogar mit den etwas antiquierten Produktionsmethoden versöhnt . . .

*

Nachmittags besuchen wir den «Suspending Temple» bzw. das «Hängende Kloster von Hunyuan» – eine unwirklich anmutende, weit über tausend Jahre alte Tempelanlage, die, Schwalbennestern gleich, an einer hohen Felswand klebt und nur über steile Treppen erreichbar ist. Die einzelnen Klosterteile sind mit langen Stangen auf Felsvorsprüngen abgestützt. Eine fast halsbrecherische Architektur. Und Hunderte von Besuchern klettern nun in dieser luftigen Höhe herum, sogar ein bisschen andächtig vor dieser menschlichen Leistung!

*

Auf dem Heimweg ins Hotel mit dem Reisebus erleben wir, wie die heutigen chinesischen Bauern – unter Ausnutzung des modernen Tourismus – dreschen. Ganze asphaltierte Strassenstücke werden mit Garben bedeckt – Korn- und Reisgarben –, und die Buschauffeure fahren nun im Schrittempo über diese Strohhaufen. Dann wird mit Wurfschaufeln die «Spreu vom Weizen geschieden», die

Körner werden mit Besen zusammengewischt und in Säcke verpackt. E Guete!

Entgegen dem gedruckten Reiseprogramm werden wir nicht mit der Bahn nach Peking weiterfahren (durch Militärverschiebungen sei der Zug ausgebucht), sondern hinfliegen. Flugzeit zirka 2 Stunden. Dragon, unser junger «nationaler Reiseleiter» – er ist Student und kaum über 20 Jahre alt – kommt so, auch für ihn unverhofft, zu einem Flug, zum ersten Flug seines Lebens. Dass ihm dabei sterbensübel wird, erregt zwar unser Mitgefühl, entbehrt aber gleichzeitig nicht einer gewissen komischen Note.

Ankunft in Peking 18 Uhr: Bruthitze, feucht. Mit dem Bus fahren wir ins Zentrum dieser 9-Millionenstadt, zu unserem Hotel, das den stolzen Namen «Freundschaftshotel» trägt. Dieses Hotel wurde 1945 speziell für die «russischen Freunde» gebaut; es hiess damals «Russisches Hotel». Noch heute tragen die Zimmerkarten zum Teil russische Aufschriften. Als sich dann die Beziehung zu der UdSSR abzukühlen begann, wurde das Hotel flugs umgetauft und erhielt einen weniger verfänglichen Namen.

20. – 23. Juli: Peking

20. Juli

Heute vormittag besuchen wir die berühmten *Ming-Gräber*. Die kaiserliche Ming-Dynastie regierte China zwischen 1368 und 1644. Insgesamt kamen nacheinander 16 Ming-Kaiser an die Macht; 13 von ihnen haben hier, ausserhalb von Peking, ihre letzte Ruhestätte gefunden.

Nach einer alten chinesischen Tradition bereiteten die Herrscher bereits zu Lebzeiten ihre Grabstätten vor. So hielt es auch der dritte Ming-Kaiser, der dieses Gebiet, ein liebliches, sanftes Tal mit Hügeln, Wäldern und Quellen, zum Grabbezirk erklärte. Auf die dort ansässigen Bauern wurde keine Rücksicht genommen; sie wurden umgesiedelt, und allfällige Rückkehr wurde mit dem Tode bestraft. Nördlich wird das Gebiet durch das Gebirge abgegrenzt; sowohl die schädlichen Steppenwinde als auch die bösen Nordgeister werden dadurch abgehalten. Kein Unbefugter durfte die Anlage betreten, und Befugte, selbst der Kaiser, hatten am Eingangstor vom Pferde zu steigen. Ringsum auf den Hügeln standen Wachposten . . .

Das Eingangstor ist 27 m breit und 16 m hoch. Nach 800 Metern kommt man zu einem zweiten Tor. Weitere folgen. Schliesslich erreicht man die «Strasse der Tiere»: Löwen, Nashörner, Kamele, Elefanten, aber auch Staatsmänner säumen paarweise, stehend oder kniend, die Strasse . . . Die eigentliche Grabanlage gliedert sich in drei Teile:

- Gebäude, in denen Opfer vorbereitet und dargeboten wurden. Eine dieser Opferhallen ist 64 m breit und 28 m tief.
- Der Stelenturm, vor welchem Andacht gehalten wurde.
- Der Grabhügel, der den unterirdischen Grabpalast überdeckt. Der Hügel selber hat einen Umfang von 800 Metern.

Heute gilt das Ming-Gräbergebiet als grosses «Freilichtmuseum». Tausende von Besuchern strömen hier tagtäglich zusammen. Über die «Strasse der Tiere», einst Meditationsweg, donnern heute die modernen Reisecars; aufdringliche Strassenhändler suchen hier ihren Ramsch

25
Jahre
ans

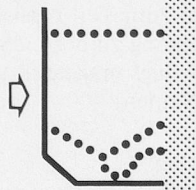
Das vollständige
Programm
für den modernen
Ausgussraum

SIC

Le programme
complet
pour le local
vidoir moderne

Beckenspülautomaten
Appareils lave-vases

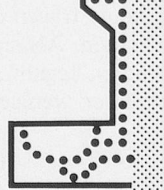
Wandmodell
Modèle mural



Serie SM 20

Ausgüsseinheiten
Vidoirs

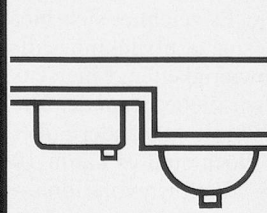
Wandmodul
Module mural



Type SM 22

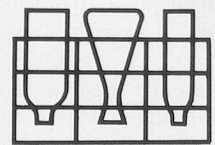
Kombinationen
Combinaisons

Abdeckungen 18/8
Tables inox

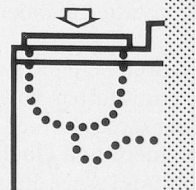


Zubehör
Suppléments

Einsatzkörbe
Paniers

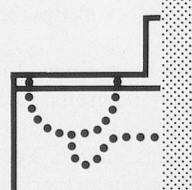


Tischmodell
Modèle sur-table



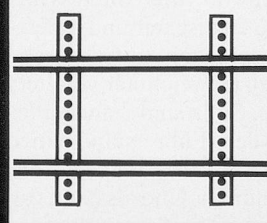
Serie
SM 10

Einschweismodell
Modèle à souder

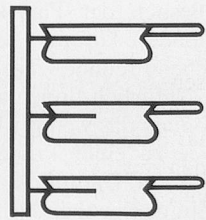


Type
SM 12

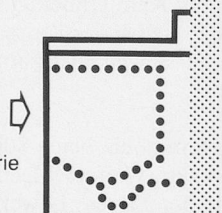
Tablare 18/8
Etagères inox



Lagergestelle
Stockage

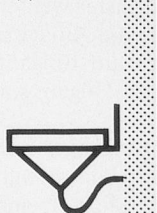


Untertischmodell
Modèle sous-table



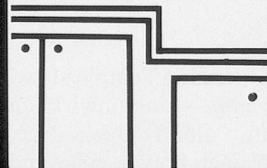
Serie
ZK

Konsolenmodell
Modèle à supports

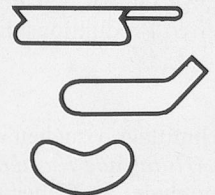


Type S-21

Schrankmöbel
Meubles sur mesure



Pflegegefässe
Ustensiles de soins



Der moderne Ausgussraum muss hohe Anforderungen in Bezug auf rationellen Arbeitsablauf, Hygiene, Qualität und Zuverlässigkeit erfüllen. Dabei muss eine gute Lösung immer an die örtlichen Gegebenheiten angepasst sein.

Als schweizer Hersteller sind wir in der Lage auf Ihre Wünsche einzugehen. Dabei ermöglicht unsere grosse Erfahrung und ein komplettes Produktsortiment die umfassende und objektive Beratung. Stellen Sie uns auf die Probe – wir freuen uns auf Ihre Anfrage.

Le local vidoir moderne doit répondre aux hautes exigences de rationalité, d'hygiène, de qualité et de sûreté. En outre une bonne solution doit toujours s'adapter aux données locales.

Comme producteur suisse, nous sommes en mesure d'aller à la rencontre de vos souhaits. Notre expérience et notre gamme complète de produits nous permettent de vous conseiller objectivement et intégralement. Mettez-nous à l'épreuve, nous nous réjouissons d'être à votre service.

SIC

SIC AG
Wartenbergstrasse 15
4020 Basel
Telex 62640
Téléphone 061/41 97 81

loszuwerden... Etwas zwiespältiger Eindruck: Überraschend von der Anlage her – enttäuschend (wenn auch für uns Europäer nicht ungewohnt) die touristische Ausbeutung. Angepasste Stimmung kommt jedenfalls nur mühsam auf...

*

Nach einem Mittagshalt fahren wir zu einem weiteren Höhepunkt unserer China-Reise: zur *Grossen Mauer*. Der Ort, wo die Mauer für Touristen zugänglich ist, scheint auch für Chinesen eine magische Anziehungskraft zu besitzen.

Natürlich, die Mauer ist ein äusserst imposantes Bauwerk. Die Chinesen nennen sie «Wanli Chang Cheng», was die «10 000 Li lange Mauer» bedeutet. Mit all ihren Windungen und Verstärkungsarmen weist sie eine Gesamtlänge von 5000 km auf. Der Bau der Mauer wird dem Kaiser Tjin-Schihwang-di (221–206 v. Chr.) zugeschrieben; nach anderen Angaben wurde damit schon im 7. vorchristlichen Jahrhundert begonnen. Sie diente zum Schutz gegen das Eindringen der Barbaren. Die Mauer, wie sie heute zu besichtigen ist, stammt aus der Ming-Dynastie. In Höhe und Breite variiert sie je nach den natürlichen Gegebenheiten des Terrains. Malerisch zieht sie sich den Kreden, den Gebirgskämmen entlang. Ihre Höhe beträgt an dieser Stelle 6–8 Meter, die Breite am Boden 6–7 Meter und in der Höhe 5–6 Meter. Das beim Bau verwendete Material würde ausreichen, eine 5 Meter breite Strasse dreimal um den Erdball zu ziehen...

Etwa eine Stunde lang marschieren Ueli und ich auf der Mauer. Anfangs kommen wir uns vor wie auf einer Ameisenstrasse. Es wimmelt nur so von Menschen: Alte, Junge, ganze Familien, vom Säugling bis zum Greis. Nach ein paar hundert Metern bleiben aber die meisten zurück, da ihnen das Schreiten in luftiger Höhe zu mühsam ist. Wir haben die Mauer für uns. Steil strebt sie einmal in die Höhe, der Stein ist glitschig und stufenlos. Dann wieder verschwindet sie in einer sanften Mulde, um erneut eine Steigung zu überwinden. Es ist schon ein besonderes Gefühl, auf diesem Weltwunder zu stehen, zu gehen... Vor uns erstreckt sich eine grossartige Hügel- und Waldlandschaft. Die Mauer windet sich wie eine grosse graue Schlange vor uns hin in die Ferne, um sich irgendwo im Dunst zu verlieren.

Auf dem Rückweg erneutes Eintauchen in die Menschenmassen. Zu Tausenden werden Erinnerungsbilder geschossen. Die Chinesen sind unwahrscheinlich «foto-aktiv»; keiner ohne seine Kamera; alle Eindrücke und Situationen werden so festgehalten. Und gerade hier auf der Mauer erleben wir immer wieder, dass man uns, zwei wildfremde «Barbaren», in die Mitte bittet und mit völlig unbekanntem Menschen auf den Film bannt. Wenn wir daran denken, dass wir jetzt vielleicht in irgendeiner chinesischen Stube zwischen einem schmucken Brautpaar an der Wand hängen, ist das schon ein bisschen eine merkwürdige Vorstellung...

*

Auf dem Heimweg besuchen wir eine Cloisonné-Fabrik. Hier stellen junge Chinesinnen kunsthandwerklich schöne Gegenstände her, die sie emaillieren und färben. Sehr interessanter Einblick in Arbeitsverhältnisse, die in (fast) jeder Hinsicht mittelalterlich sind!

21. Juli

Der heutige Tage beginnt mit einem Besuch des *Mao Zedong-Mausoleums*. Knappe drei Wochen sind es her, seitdem wir im Kreml zu Moskau Lenins Heiligtum betreten haben. Werden sich die Eindrücke vergleichen lassen oder gar wiederholen?

Vorläufig ja, auch hier Viererkolonnen, Schlangenstehen, Vorrücken, Warten. Ausländern wird allerdings der kilometerlange Anmarschweg entscheidend verkürzt: Wenige hundert Meter vor dem Ziel kann unsere Gruppe «einfädeln». Was sofort auffällt: Viel weniger Polizei, viel weniger Wachen als in Moskau. Kaum Kontrollen, die Stimmung völlig anders: gelöster, weniger erdrückend-ernst.

Das Mausoleum selber ist keine Gruft; man steigt also nicht hinunter (ins Totenreich), sondern eine breite Treppe hoch. Zuerst die Vorhalle: Ein Mao-Standbild in einem Blumenmeer. Dann das eigentliche Mausoleum: Die Reihen teilen sich, in Zweierkolonnen marschiert man an einem wächsern wirkenden, jedoch gut erkennbaren Mao vorbei. Mit einer grossen roten Fahne ist er bis zum Hals zugedeckt, der eigenwillige Revolutionär, der Diktator, der Poet... Eigentlich reicht's nur zu einem flüchtigen Blick – und man steht wieder draussen, an der hellen Sonne. Diese «Besichtigungen» haben entschieden etwas Nekrophiles – auch wenn hier die Atmosphäre entkrampfter, weniger militärisch wirkt.

Später, in Gesprächen mit jungen Chinesen, interessiert es uns, wie sie Mao, den entscheidenden Baumeister der heutigen Volksrepublik, einschätzen. Ach, wissen Sie, geben sie zur Antwort – die Chinesen drücken sich gerne mathematisch exakt aus –: Zu etwa 70 % war er gut, zu 30 %... Immerhin eine Bewertung, die nicht völlig im Schwarz-Weissen (bzw. -Roten) stecken bleibt!

Über den Besuch der «*Verbotenen Stadt*» tagebuchartig zu schreiben, die Eindrücke wiederzugeben, fällt schwer. Es übertrifft für meine Begriffe an Harmonie, Schönheit, Grosszügigkeit und Eindringlichkeit alles, was mir bis heute begegnet ist (und wohl auch weiterhin begegnen wird).

Die »Verbotene Stadt« – das ist der Kaiserpalast im Herzen Pekings, die (Winter-)Residenz der früheren chinesischen Kaiser. Sie bedeckt eine Fläche von 720 000 m² und ist von einem fünfzig Meter breiten Wassergraben und einer über 10 Meter hohen Mauer umgeben. Hermetisch abgeschirmt lebten in ihr die Kaiser, die «Söhne des Himmels», die den Auftrag hatten, die Harmonie zwischen Himmel und Erde zu erhalten... Kein gewöhnlich Sterblicher durfte diese Stadt in der Stadt je betreten; durch Jahrhunderte hindurch durfte in Peking nicht mehrstöckig gebaut werden, damit keinem Unbefugten der Einblick möglich war...

Nach einer chinesischen Legende besass der Himmelsgott einen Palast mit 10 000 Räumen. Da nun der Kaiser, als Sohn des Himmels, sich auf Erden ein Haus zu bauen anschickte, durfte dieses aus gebührendem Respekt heraus nur kleiner sein als der himmlische Palast. Daher liess der Kaiser sich eine Anlage bauen mit «nur» 9999½ Räumen...

Heute ist die «Verbotene Stadt» auch dem «gemeinen» Volk geöffnet. Die Kaiser sind daraus verbannt; der Genosse ist König. Der ganze Palast ist ein gigantisches Museum, touristisch erschlossen und ein Stück weit auch vermarktet. Unermesslich sind die Schätze und Kostbarkeiten, die es beherbergt. Die beflissenen Reiseführer müssen sich allerdings heute mit Lautsprechern Gehör verschaffen.

Vom Süden her kommend, gelangt man zum 38 Meter hohen *Mittagstor*, dem Haupttor des Palastes. Von diesem führt der Weg zum *Tor der Höchsten Harmonie*. Im nächsten Hof erhebt sich die *Halle der höchsten Harmonie*, gefolgt von der *Halle der vollkommenen Harmonie* und derjenigen der *Erhaltung der Harmonie*. Nun folgen die kaiserlichen Wohnpaläste, der Palast der *Ruhe und Langlebigkeit*, diejenigen der *Pflege des Herzens*, der *Göttlichen Reinheit*, der *Berührung von Himmel und Erde*. Auf der gleichen Achse in nördlicher Richtung weiterwandernd, kommt man zum *Palast der Irdischen Ruhe*. Durchquert man schliesslich das *Tor der Irdischen Ruhe*, gelangt man in den kaiserlichen Garten und von hier aus zur Halle des *Kaiserlichen Friedens*. Endlich verlässt man den Kaiserpalast durch das Nordtor, das *Tor der Geisterkrieger*.

Möglich, dass die blosser Schilderung des Weges quer durch die «Verbotene Stadt» eine Ahnung von ihrer Grösse und Bedeutung zu geben vermag. Natürlich ist der Eindruck, den man von einer solchen Kurzvisite davonträgt, ein zwar gewaltiger, aber letztlich doch ein oberflächlicher und ermüdender. Es ist zu vergleichen mit einer Bahnfahrt eines Fremden quer durch die Schweiz: in wenigen Stunden hat man's geschafft, aber es bleibt einem schmerzlich bewusst, dass man eigentlich verweilen müsste mit viel, viel Zeit . . .

*

Neben der «Verbotenen Stadt» gehört auch der *Himmels-tempel* zu einem Wahrzeichen Pekings. Mit der dazugehörigen Anlage gehört er zum grössten Park der Stadt. Mauern umschliessen eine Tempelfläche von zirka 300 Hektaren. Der eigentliche Tempel ist 38 Meter hoch. Es ist ein Rundbau, der ganz aus Holz besteht. Bei seinem Aufbau soll kein einziger Nagel verwendet worden sein. Eine reiche Symbolik deutet das Ineinanderfliessen von Himmel und Erde an. Im Innern stehen zwölf Holzsäulen; sie stellen den kosmischen Hintergrund der zwölf Monate dar. Ganz besonders eindrücklich ist die Farbgebung des Tempels: das Dunkelblauviolett des Daches steht für den Himmel, das Grün für die Erde, das Rot für das Glück und das Gold für den Kaiser.

Der Himmelstempel war der Ort, wo der Kaiser am Tag vor der Wintersonnenwende zum Himmels- und zum Erdgott für eine reiche Ernte betete. Es müssen packende Zeremonien gewesen sein, wenn sich der Kaiser mit seinem Gefolge dem heiligen Bezirk näherte.

Vom eigentlichen Himmelstempel führt ein breiter Weg in nördlicher Richtung durch die Parkanlage. Wir durchqueren Hallen, grosszügige Terrassen, gelangen zum Himmelsaltar. Auf einem besonderen Platz, der mit einer Mauer eingefasst ist (diese Mauer heisst: das Kaiserliche Himmelsgewölbe), betreten wir einen runden Stein. Hier soll sich nach chinesischer Auffassung der Mittelpunkt der Erde befinden. Klatscht man, auf diesem Stein stehend,

einmal in die Hände, kommt ein einfaches Echo zurück. Steht man einen Meter daneben auf einem ebenfalls bezeichneten Stein, antwortet ein doppeltes Echo. Noch einen Schritt weiter, und das Echo wird dreifach . . . Das ist nur eine der akustischen Besonderheiten dieser ganzen Anlage, deren es noch mehrere hat.

22. Juli

Vormittags: *Kaiserlicher Sommerpalast*. Hier hielt sich der Kaiser mit seinem Gefolge jeweils während der heissen Sommermonate auf. Der Sommerpalast ist eine grosszügige Parkanlage mit einer Gesamtfläche von über 2,6 km². Er liegt ausserhalb von Peking, gegen das Vorgebirge zu.

Ein künstlich gestauter See bedeckt etwa drei Viertel der Gesamtfläche; auf dem See herrscht heute ein reger Motorbootsverkehr; die malerischen Inseln sind für die Touristen nur so zu erreichen. Grosse Teile des Sees sind verschilft, andere mit Lotosblumen bedeckt. Die Lotosblüte ist ein wichtiges chinesisches Symbol; ihr gegenüber hat zum Beispiel unsere Rose kaum oder nur eine untergeordnete Bedeutung. Jemand sagte sogar, die Rose sei in China verfehmt, da sie sich beim Verblühen so unanständig präsentierte . . . Um einen Teil des Sees führt ein 728 Meter langer hölzerner (und gedeckter) Wandelgang, der mit über 8000 Gemälden – mythologische Szenen – geschmückt ist.

Wir bestaunen das am Seeufer liegende Marmorboot, mit seinen eigenartig anmutenden steinernen Schaufelrädern. Zahlreiche Brücken spannen sich über malerische Seearme. Auf einer dieser Brücken sollen einmal zwei Philosophen gestanden haben, die Fische beobachtend. Meinte der eine: Siehst du, wie frei sich die Fischlein fühlen, wie lebendig und frisch. Erwiderte der andere: Woher willst du wissen, ob die Fische sich frei fühlen, du bist doch kein Fisch . . . Der erste: Aber du bist auch nicht ich. Woher meinst du zu wissen, dass ich nicht weiss, wie sich die Fische fühlen . . .

Die Paläste und Tempel, auch sie Prunkbauten, tragen wiederum wohlklingende Namen: Palast des Wohlwollens und des langen Lebens, Palast der Tugend und Harmonie, der Jadewellen, der Freude und des langen Lebens . . .

Tag für Tag strömen hier Tausende von Menschen zusammen, Pekinger und Auswärtige, um zu bestaunen, um sich zu erholen. Leider ist heute die Stille dahin; kaum will es einem in diesem Jahrmarktsbetrieb gelingen sich vorzustellen, welche Ruhe hier einst geherrscht haben muss . . .

*

Für den Abend steht etwas ganz besonderes auf dem Programm: neben all den kulturellen ein kulinarischer Höhepunkt. Wir werden die berühmte «Peking-Ente» essen. Dass es sich dabei nicht um einen ganz gewöhnlichen Entenbraten handeln kann, ist uns klar. Wir sind gespannt.

Folgendermassen werden wir belehrt: Das Besondere an der «Peking-Ente» ist, dass man eigentlich nur die knusprige, braungebrannte Haut als besonderen Leckerbissen verspeist. Die «klassische» Zubereitungsart ist folgende:

VSA-Kurs für Leiter und Mitarbeiter von Heimen

Die Sozialwissenschaften – «Helfer oder Verführer»

Kursort: Paulus-Akademie, Carl-Spitteler-Strasse 38, 8053 Zürich
Datum: Donnerstag, 19. März, 9.30 Uhr, und Freitag, 20. März 1987, 16.30 Uhr
Kursleitung: Dr. iur. Heinrich Sattler, Bern

Die Teilnehmerzahl ist auf 30 beschränkt; Mindestteilnehmerzahl 18.

Die modernen Sozialwissenschaften geben häufig vor, die Geheimnisse der menschlichen Existenz zu lüften und uns die richtige, weil wissenschaftlich begründete Lösung für das zu liefern, was nur das Leben als Aufgabe gibt. Wer im Heim arbeitet, hat beruflich und täglich mit menschlichen Situationen zu tun, die als unbefriedigend definiert sind: Er weiss oft weder mit dem Kopf noch spürt er innerlich, was er tun soll und lässt sich deshalb oft von denen beeindrucken, die zu wissen vorgeben. Geblendet von den spektakulären «Erfolgen» der Naturwissenschaften und im Bestreben, etwas von deren Prestige zu ergattern, verfallen wir alle mehr oder minder bewusst dem westlichen Mythos, der nur das für wirklich hält, was sich quantifizieren lässt und das als kontrollier- und lösbar ausgegeben werden kann, weil es angeblich verstehbaren Gesetzen folgt, die uns die Macht geben, diese «Realität» zu beherrschen. Also müssten wir uns von denen leiten lassen, die angeblich allen diesen Gesetzen auf der Spur sind. Der Glaube, die Wissenschaft müsse nur genügend sogenannte objektive Fakten sammeln, und die weissagenden Theorien würden dann wie von selbst aus diesem Faktenhaufen fliessen; ein autoritativ verwendeter Wissenschaftsjargon («Rolle», Sozialisation, Feedback, in-group), den wir meist nicht zu befragen wagen. Und die objektive Schwierigkeit, Behauptungen über die menschliche Natur und die menschlichen Beziehungen zu verifizieren, verschaffen den Sozialwissenschaften und ihren Vertretern ein häufig illegitimes Prestige und eine Immunität, die nur gerade im Heimwesen gefährlich werden. Denn es könnte ja sein, dass ein hochangesehenes Institut aufgrund seiner Forschungsergebnisse auf einmal die «richtige» Endlösung kennt, die alle störenden Zäune des Persönlichen, Privaten, Vertraulichen, Individuellen und des Irrationalen beseitigt. Der Kurs will Mut machen, die Illusion der Autonomie des Verstandes als eigentlich irrational zu entlarven. Ist es nicht letztlich rationaler, uns auch als einen Teil einer geheimnisvollen, nicht entzifferbaren Welt zu verstehen, die wir mit unserem persönlichen Leben mit Liebe, Arbeit, Macht, Verantwortung, Unterwerfung, aber auch mit Erkenntnis interpretieren? Dabei können uns die Sozialwissenschaften vielleicht eine Hilfe als Interpretationsmuster sein.

Kurskosten: Fr. 240.– (inkl. 2 Mittagessen)
3 % Ermässigung für VSA-Mitglieder
9 % Ermässigung für Teilnehmer aus VSA-Heimen
12 % Ermässigung für VSA-Mitglieder aus VSA-Heimen

Anmeldung: bis 2. März 1987 senden an das Kurssekretariat VSA, Seegartenstr. 2, 8008 Zürich,
Tel. 01 252 47 07

Anmeldetalon (Die Sozialwissenschaften – «Helfer oder Verführer»)

Name, Vorname _____

Name des Heims (Arbeitsort) _____

Adresse, PLZ, Ort _____

Unterschrift, Datum _____

VSA-Mitgliedschaft des Heims Ja Nein

Persönliche Mitgliedschaft Ja Nein

Die Ente wird ausgenommen und anschliessend wieder zugenäht. Zwischen Haut und Muskeln werden mit einem Strohalm Luft und Wasser geblasen. Dann wird die Ente in einer langwierigen Prozedur gebraten. Serviert werden dann das in stäbchengerechte Stücke geschnittene Fleisch, die zu einer Suppe verarbeiteten Innereien und eben die besondere Haut. Diese wird in kleine Omeletten, zusammen mit einer scharfen Sauce, Lauch, Gurkenstücklein, eingerollt und so gegessen.

In reichen Familien sei ausschliesslich die so zubereitete Entenhaut gegessen worden; das Fleisch galt als minderwertig und fiel der Dienerschaft zu. Pro Gast habe man durchschnittlich zwei Enten geschlachtet . . .

Nun, das Essen mundet natürlich vorzüglich, auch wenn es für unsere kulinarischen Vorstellungen etwas gesucht wirken mag. Aber eben: Wie wär's wohl, wenn wir einem Durchschnittschinesen erstmals ein typisches Chäs-Fondue servieren würden . . . (Käse haben wir übrigens in ganz China nie gegessen!). Zum Trinken gibt es süssen, likörartigen Chinawein. Das Lokal: eine wunderschöne alte Klosterhalle . . .

*

Dragon, unser chinesischer Reiseleiter, hat einen Bruder, der an einer Pekinger Schule Psychologie unterrichtet. Dragon will ihn mir vorstellen, damit wir etwas fachsimpeln könnten. Das Gespräch ist für mich indessen nicht besonders fruchtbar, da ich bald merke, dass er ausschliesslich an unserer westlichen Psychologie interessiert ist. Vor allem von Piaget und dessen Entwicklungspsychologie möchte er mehr wissen. Und natürlich von Freud – wegen der (kichernd:) Sexualität. Er bedauert es, kaum an die entsprechende westliche Literatur zu kommen. Nicht zuletzt ist es eine Preisfrage. Gerne verspreche ich, ihm sowohl von Piaget als auch von Freud je ein Grundlagentext (auf Englisch) zu besorgen . . .

*

Viele Dinge, auch scheinbare Kleinigkeiten, muten uns fremd, ja oft verkehrt an – so zum Beispiel, wenn wir uns die Adresse eines chinesischen Freundes aufschreiben lassen. An erster Stelle steht das Land, an zweiter die Stadt, an dritter die Strasse und erst an vierter Stelle, gleichsam als «quantité négligeable», der eigene Name.

Es mag dahinter eine Kulturentwicklung stecken, die sich mit der unsrigen nicht vergleichen lässt. Dort empfindet sich das noch fast unscheinbare Individuum fest eingebettet in Vaterland, Stadt, Clan, Familie. Wir hinwiederum vergessen oft ob der Grösse unseres eigenen Namens, dass wir auch noch in einer Tradition stehen . . .

*

Noch in keinem Land habe ich so viele lesende junge Menschen gesehen wie in China. Du gehst in ein Restaurant, die Serviertochter klappt hinter der Theke das Buch zu, bedient dich – und kehrt zu ihrer Lektüre zurück, ohne dich weiter zu beachten. Du trittst in ein Geschäft, siehst dich um, seelenruhig und ohne dass dich jemand daran hindern oder dich bedrängen würde. Die Verkäuferinnen hinter dem Ladentisch – lesen. Du empfindest deinen

Kaufwunsch fast als Störung. Auf einer Vergnügungsfahrt in einem kleinen Motorboot auf einem See war's. Am Steuer stand eine junge, hübsche Chinesin. Immer wieder schaute sie geradeaus, um den richtigen Kurs zu halten; daneben – las sie.

Was lesen sie den eigentlich, diese lesehungrigen Chinesen? Jedenfalls keine Comics, sondern richtige Bücher. Unverhältnismässig viele büffeln einfach Wörtlein – sie lernen eine Fremdsprache (vorzugsweise Englisch), zum Teil aus vorsintflutlichen Textbüchern.

*

In jedem besseren Hotelzimmer gibt es ein Radio und einen TV-Apparat. Natürlich interessiert es uns, was angeboten wird. Das Radio sendet abends (in Peking und Shanghai) vorwiegend klassische westliche Musik (heute Abend zum Beispiel Vivaldi's «Jahreszeiten» und eine Bach-Kantate). Punkt 22.30 Uhr sind die Sendungen zu Ende. Im Fernsehen laufen entweder Bildungsprogramme (Fremdsprachen, Informatik), oder es werden Szenen aus klassischen China-Opern übertragen. Was bei den Opernsängern auffällt, ist der künstliche Bart, der bis unter die Nase reicht – eigentlich absurd für unsere Begriffe, hindert es doch wesentlich am Singen. Hat es einen Zusammenhang mit Gebbers Charakterisierung der «mundlosen» magischen Bewusstseinsstruktur?

*

Heute müssen wir von hier aus (Peking) nach Shanghai telefonieren. Die Luftlinie Peking-Shanghai beträgt rund 1500 km, zwei Flugstunden etwa. Das Gespräch, das zustandekommt, dauert einige Minuten. Gebühr (umgerechnet): Fr. 1.50.

*

Dem Berndeutsch wird nachgesagt, es klinge oft wie chinesisch. Und als Beispiel hört man denn etwa: «Schang gang hei, d'Chind wei gäng Hung». Nun, ob irgendeine etymologische Verwandtschaft zwischen beiden Sprachen besteht, weiss ich mit dem besten Willen nicht. Was ich aber weiss, weil ich es erlebt habe: Immer wieder gab es in China Situationen, wo ich mich spontan umdrehte, in der Meinung, hinter meinem Rücken spreche jemand Berndeutsch (vielleicht besser: einen singenden Oberländerdialekt). Aber immer waren es «nur» munter plaudernde Chinesen . . .

23. Juli

Heute morgen nach dem Frühstück haben wir uns von unserer Reisegruppe verabschiedet. Vielleicht werden wir sie am Ende der Reise in Hongkong wieder treffen. Den letzten Teil der Reise wollen wir auf eigene Faust gestalten; unser nächstes Ziel ist Shanghai, wo wir unsere Bekannten anzutreffen hoffen.

Unter etwas abenteuerlichen Umständen gelingt es uns, für morgen einen Flug nach Shanghai zu buchen. Wir sind nun allein, niemand organisiert mehr für uns. Also: Versuchen, sich sprachlich durchzuschlagen, was beispielsweise auf dem Büro für Inlandflüge höchst problematisch ist, um so mehr als alle An- und Aufschriften bloss

auf Chinesisch geschrieben sind . . . Aber immer wieder haben wir Glück; wir treffen auf Menschen, auf freundliche Chinesen, die sich unser annehmen. Und dass wir wirklich hilflose Ausländer sind, sieht man uns natürlich auf den ersten Blick an!

24. Juli – 4. August: Shanghai

24. Juli

Kurz vor Mittag treffen wir auf dem Flughafen von *Shanghai* ein. Wir werden abgeholt; der himmelblaue Fiat-Bus mit Chauffeur erwartet uns am Ausgang.

A propos Fiat-Bus: Uelis Schwester ist hier in Shanghai mit dem italienischen Konsul verheiratet. Von ihnen kam ursprünglich die China-Einladung an uns. Umstünde halber musste die Familie aber bereits im Juni nach Italien bzw. in die Schweiz reisen, bereitete unser Kommen jedoch vor und stellte uns auch ihre Wohnung im italienischen Konsulatsgebäude zur Verfügung. Silvia, das Kindermädchen (eine junge deutsche Lehrerin), soll während unseres Shanghai-Aufenthaltes unsere Reiseführerin sein.

*

Eine Lektion in chinesischer Sauberkeit erhalten wir bereits bei unserer Ankunft auf dem Flughafen. An den Wänden der Wartehalle verschiedene Plakate mit Aufschriften – natürlich auf chinesisches. Vielleicht steht auf einem von ihnen «Rauchen verboten» oder «Den Boden sauber halten» – wie sollen wir's wissen? Jedenfalls hat ein junger (amerikanischer) Tourist soeben seine Zigarette zu Ende geraucht, wirft den Stummel nun auf den Boden und zertritt ihn. Aber im gleichen Augenblick steht ein älterer Chinese vor ihm und bedeutet, dass dies in China verboten sei. Er zieht ein Bussenblöcklein aus der Tasche, und der Amerikaner muss bezahlen: 1 Yuan = 50 Rappen; für China: der hundertste Teil eines Lehrerlohns . . .). Eine Geschichte übrigens, die natürlich auch mir hätte passieren können . . .

*

Shanghai ist ein menschlicher Ameisenhaufen. Es zählt, so steht es im Polyglott-Reiseführer, «schätzungsweise» 12 Millionen Einwohner. So genau weiss man es anscheinend nicht; Volksschätzung statt Volkszählung. Jedenfalls ist Shanghai bevölkerungsmässig eine der grössten Städte der Welt. «Es gibt in Shanghai nur wenige Sehenswürdigkeiten», schreibt ein China-Kenner, «doch die ganze Stadt ist eine».

«Unser» Haus befindet sich an der Wu Yi Lu, das heisst etwas ausserhalb des eigentlichen Stadtzentrums. Der Eingang zum Konsulat wird Tag und Nacht von zwei chinesischen Polizisten bewacht; das gehört offenbar zum «Service», der ausländischen Diplomaten offeriert wird . . .

*

Am Abend machen wir einen ersten Spaziergang gegen das Zentrum. Wir versuchen, uns markante Häuser und Strassenkreuzungen einzuprägen, um wieder nach Hause zu finden (wir kommen uns in Shanghai ab und zu wie Hänsel und Gretel im dichten Wald vor . . .). Die Chinesen scheinen in dieser Jahreszeit vor allem auf dem Trottoir zu leben: Immer wieder muss man auf die Strasse ausweichen, um nicht in den erweiterten Lebensraum einer

Korrektur

In den Bericht über die VSA-Arbeitstagung «Bauen und Wohnen» im Fachblatt 11/86 hat sich ein sinnentstellender Druckfehler eingeschlichen. Auf Seite 647 muss es im zweitletzten Abschnitt heissen: «Wenn in diesen zwei Tagen immer wieder Bilder architektonischer Kunst als **materialisierter** (nicht materialistischer) Geist im Raum standen, so . . .» Die Redaktion bittet um Entschuldigung.

Familie zu platzen. Einzelnen oder in Gruppen, familienweise sitzen sie hier draussen, essen, lesen, spielen Karten, diskutieren. Liegebetten sind aufgeschlagen; offensichtlich will man hier nächtigen. Wäsche hängt an improvisierten Leinen; Früchteverkäufer bieten Wassermelonen, Pfirsiche, Bananen feil . . . Die Wohnungen, wie man sie von der Strasse aus sieht, sind Schlupfwinkel: äusserst klein, eng; oft führt ein Leiterchen noch in ein oberes Stockwerk. Auf Baustellen, obwohl gegen 22 Uhr, wird noch gearbeitet; vermutlich wird wegen der grossen Hitze eine ausgedehnte Mittagspause gemacht.

Tausenderlei Gerüche, bekannte und völlig fremde: süsslich, faulend, säuerlich, beissend scharf. Strassenwischer sind noch an der Arbeit; trotz der Enge ist es erstaunlich sauber in Shanghai.

Wir betreten einen Park – nach Entrichtung einer Gebühr (zirka 2 Rappen). Unter mächtigen Bäumen viele Bänke, alle besetzt, Familien, Liebespärchen . . . Die Wohnverhältnisse seien in Shanghai so eng, dass der öffentliche Park die einzige Möglichkeit biete, sich zu treffen, relativ ungestört miteinander zu sprechen. Viele Menschen sind noch unterwegs, auch Kinder, Jugendliche. Keine grösseren Banden, keine Töffli, dafür massenweise Velofahrer auch hier und zu dieser Zeit, alle ohne Licht (Fahrradlampen kennt man nicht), obwohl die Strassenbeleuchtung spärlich und in Nebenstrassen überhaupt nicht existiert.

Als wir heimkommen, klebt alles an uns. Feuchte Hitze noch in der Nacht. Shanghais Klima ist subtropisch; im Sommer wird es bis zu 40° heiss bei extrem hoher Luftfeuchtigkeit. Wir froh sind wir über die aircondition in unseren Zimmern. Trotz des Lärms, den diese Apparate verursachen, schläft man wenigstens nicht gerade in einem Backofen!

25. Juli

Wir essen mit Silvia und einer ihrer Freundinnen zu Abend. Üppiges chinesisches Nachtessen, schliesslich feiert Silvia heute ihren Geburtstag. A., ihre Freundin, ebenfalls eine Deutsche, arbeitet als Übersetzerin für ein italienisches Handelsbüro in Shanghai. Sie spricht bereits recht gut chinesisches, dadurch verliert die Menubestellung etwas von ihrer Abenteuerlichkeit . . . Merkwürdig, es zeigt sich, dass beide Frauen, obwohl im «Reiche der Mitte» tätig, das Gefühl haben, hier etwas zu verpassen, nur am Rande den Gang der Dinge mitverfolgen zu können. Abgeschoben auf ein Stumpengeleise! Der Wunsch von beiden: möglichst rasch wieder ins brodelnde Leben Europas einzutauchen . . .

26. Juli

«Es gibt nur ‚ausländische Freunde‘, der Ausländer schlechthin wäre eine Bedrohung: akzeptiert werden nur Freunde, die willens sind, sich mit Leib und Seele dem Bild zu unterwerfen, das China von sich selbst gibt. Eigenartige Freundschaft, eigenartige Gastfreundschaft, die mich zur Aufgabe meiner Identität zwingt und eine wirkliche Beziehung verbietet: ich darf dem anderen die Begegnung mit dem Anderssein nicht anbieten, da er sie als gefährlich empfindet . . . Das Freundschaftsabzeichen bedeutet nur die Erlaubnis, sich den Riten unterwerfen zu dürfen, es gibt mitnichten das Recht zu besuchen, zu sehen oder sich ein Urteil zu bilden . . . Doch wozu dieses Ritualisieren der Freundschaft, wenn nicht, um sich gegen eine Berührung zu schützen? . . .» (Palmer, Chinas Weg zwischen Traum und Wirklichkeit. München 1984, S. 52).

Es gibt auch diese Meinung zu China. Wir empfinden Palmers Analyse als zu einseitig, vielleicht auch etwas antiquiert, massen uns dazu aber letztlich noch kein Urteil an.

27. Juli

Heute ist Sonntag – so sagt es der Kalender. An sich fällt man auf so einer Reise völlig aus dem Wochenrhythmus, um so mehr als hier in China kaum ein Unterschied zwischen Werktag und Sonntag gemacht wird. Man arbeitet volle sechs Tage in der Woche; ein Tag ist arbeitsfrei, doch nicht zwangsläufig der Sonntag.

Nachmittags fahren wir ins Zentrum, ins Gewühl, in die «Innereien» von Shanghai. Es ist schwül und drückend wie in einer Sauna. Ständiges Bedürfnis nach Trinkbarem; der Appetit kommt erst am Abend.

In einem Park schauen wir sog. «Schattenboxern» zu. Es sind einzelne Personen oder ganze Gruppen. Parks sind Fitnesszentren für Leib, Seele und Geist. Immer wieder stehen Menschen vor Bäumen; in rhythmischen Bewegungen suchen sie eine Verbindung zur Lebens- bzw. Wachstumsenergie der Bäume herzustellen.

*

Besuch des Jugendpalastes. Ein grosser Häuserkomplex, in den zwanziger Jahren so etwas wie ein Edelbordell, steht heute Kindern und Jugendlichen zur freien Verfügung. Ungezählte Räume können zum Musizieren, Theaterspielen, für Gymnastik, Rhythmik und Ballett genutzt werden. Offene Film- und Videovorführungen. Jeder kann hier tun, was er gerne möchte – natürlich in einem gesitteten Rahmen. Was besonders (positiv) auffällt: Es wird viel improvisiert und ausprobiert, kein perfekter Rahmen wird angestrebt. In den Räumen, die wir besuchen, lebt etwas – und die jungen Menschen lassen sich auch durch zwei europäische Besucher nicht stören . . . Es soll in Shanghai elf solcher «Kinderpaläste» geben.

*

Wir sind am späten Nachmittag beim 68jährigen chinesischen Arzt Dr. Huang Cheng Guo eingeladen. Bei ihm daheim. Es ist Universitätsprofessor und Leiter eines

grossen Spitals in Shanghai. Es hat sich auch als Übersetzer medizinischer Fachliteratur (aus dem französischen) einen Namen gemacht. Dr. Huang lebt in einem einzigen Zimmer. Es ist via Hinterhof über eine steile, dunkle Treppe erreichbar. Sein dunkler Gaden ist Studierzimmer, Wohnzimmer, Schlafzimmer, Bibliothek und Konsulatium in einem. In einer Ecke steht ein kleiner Kühlschrank.

Dr. Huang ist ein sehr lebendiger Mensch mit einem grossen Wissen. Wir unterhalten uns über die Unterschiede zwischen westlicher und traditionell-chinesischer Medizin. Er erzählt auch aus seinem bewegten Leben. So wurde er zum Beispiel als bereits angesehener Arzt während der Kulturrevolution in die Provinz verbannt, als gewöhnlicher Landarbeiter. In «seinem» Spital wüteten unterdessen die Studenten («des gosses avec des bandes rouges»). Später wurde er ins Spital zurückgeholt, wo er ein vollständiges Chaos antraf . . .

Wenn er nicht noch (ausländische) Privatpatienten hätte, könnte er kaum leben. Sein monatliches Einkommen als Spitalarzt und Uni-Dozent ist für unsere Begriffe ein Trinkgeld.

Dr. Huang ist der erste Chinese, den ich antreffe, der von der Existenz des altchinesischen «I Ging»-Buches weiss. Es sei heute in China nicht (mehr) erhältlich, höchstens vielleicht noch in einer Bibliothek aufzutreiben . . . Es ist sehr interessiert, als ich ihm von Richard Wilhelms «Geheimnis der goldenen Blüte» (mit der Einleitung von C. G. Jung) erzähle, und bittet mich, ihm das Buch zu besorgen.

Dr. Huang ist ein grosser Bewunderer der französischen Sprache. Er lebte sogar eine zeitlang in Paris. Er schrieb auch zahlreiche französische Liebesgedichte, die er uns mit weichem, melancholischem Akzent vorträgt . . .

*

Noch ist für uns heute der Tag nicht zu Ende. Für den Abend haben wir Karten für die *Oper* gekauft. Gegeben wird: «Der Wüstenprinz» (so wenigstens lassen wir uns den Titel übersetzen); Beginn 19 Uhr, Ende 22 Uhr. Das Theater ist gut besetzt; alle Menschen in Strassenkleidung; wir sind, soweit ich sehen kann, die einzigen Nicht-Chinesen.

Die Oper ist die einzige Form des klassischen chinesischen Theaters. In ihr verbinden sich Schauspielkunst, Vokal- und Instrumentalmusik, Tanz und Akrobatik zu einem szenischen Geschehen von einmaliger, unnachahmlicher Einheit. Alles hat seine symbolische Bedeutung: Farben, Kostüme (bis in die verschiedenen Kopfbedeckungen), Schminke. Jeder Schritt ist Tanz, jede Geste, bis in die kleinste Fingerbewegung, gehört zu dieser Ganzheit. Vor der Bühne ein kleiner Orchesterraum; die Musiker, Blick zur Bühne, begleiten ohne Dirigenten das Geschehen. Traditionell chinesische Schlag- (Gongl), Blas-, Zupf- und Streichinstrumente. Es wird gesprochen und gesungen. Das Singen ist völlig anders, als wir es uns gewöhnt sind: in höchsten Tonlagen, mit vielen perlenden Glissandis. Oft tönt es eher wie Vogelgezwitscher, denn wie menschlicher Gesang. Man muss sich zuerst einhören, einstimmen, ja sogar gewisse Barrieren überwinden . . . Am Ende der Vorstellung nur sehr dezenter Applaus. Dafür strömen die

Zuschauer nach vorn zur Bühne, wo die Schauspieler sich präsentieren und – klatschen. Der Besuch dieser Vorstellung gehört für mich zu den unvergesslichsten Höhepunkten unserer Reise. Ich erlebte völlige Verzauberung, und obwohl wir natürlich kein einziges Wort verstanden, fühlten wir uns unmittelbar einbezogen in diesen farbigen, magisch-mythischen Ablauf!

28. Juli

Gelesen in der «Beijing Rundschau» vom 15. Juli 1986, unter dem Titel: «Unsere kleinen Sonnen brauchen Hilfe»:

«Nachdem nun grosse Erfolge bei der Einführung der Ein-Kind-Familien-Politik und der Kontrolle des Bevölkerungswachstums erzielt wurden, stellen Eltern, insbesondere junge, erstaunt fest, dass ihr einziges Kind zu Egoismus, Faulheit, Abhängigkeit und Überheblichkeit neigt . . . Einer Untersuchung zufolge widmen die meisten Eltern, die nur ein Kind haben, drei Viertel ihrer Freizeit ihren ‚kleinen Sonnen‘. Sie achten so sehr auf die Ernährung ihrer Kinder, dass Übergewicht zu einem Problem geworden ist . . .»

*

Abends auf der berühmten Uferpromenade «Bund»: Hier, direkt am breiten Huangpu, merkt man, dass Shanghai eine bedeutende, ja die bedeutendste Hafenstadt Chinas ist. Reger Schiffsverkehr unter den verschiedensten Flaggen . . .

Werde von einem jungen, etwas abgebrannten Chinesen (auf deutsch) angesprochen. Seine erste Frage: Sind Sie Lehrer? Wir setzen uns zusammen in eine Kneipe und trinken ein Bier. Er erzählt uns seine Lebens- und Leidensgeschichte – in gebrochenem Deutsch, das er sich durch Selbststudium erworben hat. Er bezeichnet sich selber als einen Dissidenten; die einzige Arbeitsmöglichkeit, die sich ihm hier noch bietet, sei Strassenwischer «4. Kategorie». Er weiss erstaunlich viel, ist ein philosophischer Kopf. Er redet davon, flüchten zu wollen . . . Ich weiss nicht, was von ihm zu halten, ob ihm zu trauen ist. Jedenfalls: ein besonderes Schicksal entrollt sich vor uns, das auch zu unserem Chinabild gehören wird.

29. Juli

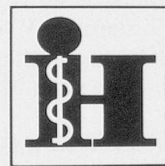
Heute morgen sind wir zu einem Treffen mit Vertretern der Shanghaier Erziehungsbehörde eingeladen. Unser Gespräch dauert an die drei Stunden. Chinesische Teilnehmer: ein Lehrerfortbildner, der bei unserem Gespräch zugleich als Übersetzer wirkt, eine Leiterin und eine Lehrerin einer Behindertenschule, ein Direktor einer Mittelschule. Der Empfang ist herzlich, der Tee schmeckt, das Gespräch ist offen. Wir haben uns viele Fragen aufgeschrieben. Zuerst aber stellen wir uns gegenseitig vor.

Die Lehrerinnen erzählen von ihrer Behindertenschule, die 1979 gegründet wurde, 120 Schüler und 30 Lehrer zählt. Pro Klasse werden zirka 12 Schüler unterrichtet; die obligatorische Schulzeit beträgt auch für Geistigbehinderte 9 Jahre. Ich notiere mir die «pädagogischen Grundsätze» der *chinesischen Heilpädagogik*. Erster Schritt: Druck

Interhospital 87

Interhospital 87

Grösste
Krankenhausfachmesse
der Welt



Zukunft als Verantwortung

Die weltgrößte Krankenhausfachmesse lädt Sie ein. Zu fundierter Information und fachlichem Austausch. Über 1.000 Aussteller aus 22 Ländern zeigen das Neueste in allen medizinisch-technischen und organisatorischen Bereichen. Fortschrittliche und umweltfreundliche Lösungen für mehr Effizienz und Wirtschaftlichkeit.

**Willkommen.
Zur Interhospital 87.
Vom 31. 3. bis 3. 4. 87
in Düsseldorf.**

Weitere kostenlose
Informationen:
Interhospital 87 Besucher-
prospekt/Kongreßprogramm
14. Deutscher
Krankenhaustag bei:



INTERMESS Dörgeloh AG
Obere Zäune 16 · CH - 8001 Zürich
Telex: 816 027 inme
Telefon: (01) 252 99 88 / 252 99 84

wegnehmen, Angst vermindern, Kinder gut behandeln, «wie eigene». Ihnen eine freundliche, sichere Hülle bieten. Jede Gelegenheit zur individuellen Förderung wahrnehmen. Zweiter Schritt: Pflege der guten Gewohnheiten bzw. Korrektur negativer Verhaltensweisen. Konzentrationsübungen. Allgemein: Vom spielerischen Tun zur gezielten Förderung. Wichtig ist auch der praktische Unterricht (nähen, waschen, putzen, kochen). Im 8. und 9. Schuljahr werden nach Möglichkeit Betriebspraktika durchgeführt.

In der Normalschule gibt es einen «Einheitslehrplan». Weder für Lehrer noch für Schüler sind darin Freiräume für pädagogische Extravaganzen ausgespart. Diesem Plan liegt die typische Lernschule zugrunde; die Lehrer scheinen darauf hin zu schaffen, diesen starren Rahmen zu lockern.

Während der Kulturrevolution wurde die Schule zur Farce, da nur das «Werkstätigkeitsein» zählte. Heute krankt sie fast am anderen Extrem: jeder will studieren. Es muss eine Mitte gefunden werden, insbesondere muss die Handarbeit wieder eine positivere Neueinschätzung erfahren. Man will unter anderem die Berufsschulen fördern.

In den höheren Volksschulklassen gibt es einen «Pubertätshygieneunterricht», den der Lehrer erteilt. Grosser Wert wird auf Keuschheitserziehung gelegt . . .

Es muss auch Ideologieunterricht erteilt werden («es ist Pflicht!»). Hier sollen die jüngeren Kinder Respekt und Anstand vor Autoritätspersonen (Eltern, Lehrer) lernen. Mit den älteren Kindern werden Gesellschaftsformen und wirtschaftliche Lehren diskutiert. Auch ein eigentlicher Politikunterricht steht auf dem Programm. Ein wichtiges Ziel ist dies: Die chinesischen Kinder sollen lernen, stolz auch ihr Land, auf ihre Kultur und auf ihre Vergangenheit zu sein.

Gravierende schulische Probleme scheint man nicht zu kennen. Von Drogen unter Schülern wissen unsere Gesprächspartner nichts. Kriminelle Elemente werden früh ausgeschieden und in besonderen Internatsschulen auf dem Land zusammengefasst. Glückliche Schule, wo das Schwatzen als ernsteste pädagogische Störung empfunden wird!

Die Gefahr, dass das chinesische Kind zu früh unter einen Leistungsdruck gerät – wir sprechen die Pädagogen daraufhin an, denn wir haben im Fernsehen Kindergartenförderungsprogramme im Wettbewerbsstil gesehen –, ist sicher da. Schuld daran seien einerseits die Ein-Kind-Familienpolitik (man setzt auf den Prinzen!), andererseits die latente Angst, mit dem Ausland in bezug auf Bildung nicht konkurrenzieren zu können. Zudem sitze gerade bei jungen Eltern die eigene Erfahrung mit der Kulturrevolution als Angst in den Knochen; sie möchten für ihr Kind etwas besseres . . .

Das Gespräch haben wir als offen und lehrreich empfunden, bot es doch auch viele gemeinsame Erlebnisaspekte. Wir hatten auch den Eindruck, unsere Gesprächspartner interessierten sich auch für unseren pädagogischen Hintergrund, für unsere Wirklichkeit Schule.

*

Nachmittags: Besuch des berühmten Jade-Buddha Tempels. Er enthält unter anderem zwei von Birma gestiftete

überlebensgrosse Buddhasfiguren, die je aus einem einzigen Stück weisser Jade geschnitten sind. Die eine stellt Buddha im Moment seiner Erleuchtung, die andere im Augenblick seines Eingangs ins Nirwana dar.

Es wird gerade eine eindruckliche Trauerzeremonie zelebriert.

30. Juli

Seit heute fallen wir in Shanghai weniger auf als in den letzten Tagen. Der Grund: Wir fahren auch Velo. Oder fallen wir gerade dadurch besonders auf? Da man sich als Velofahrer so «hautnah» folgt, rechts und links fast berührt, hat man natürlich auch Zeit, seine Verkehrsgenossen zu studieren. Und gerade auf dem Fahrrad erfahren wir besonders stark die chinesische Kontaktfreudigkeit, den fast kindlichen Gwunder. Jeder Ausländer ist für sie offenbar ein potentieller Amerikaner, denn von allen Seiten tönt's immer wieder: How do you do? Jeder versucht, an uns seine Englischbrocken auszuprobieren – und sei es nur bis zur nächsten Abzweigung. Unsere Bekannten haben uns zwei Fahrräder zur Verfügung gestellt, schwarzglänzende, stabile Chinesenvelos, ohne Schnickschnack, ohne Übersetzungen, dafür mit einer lautstarken, wirksamen Glocke. Und merkwürdig: Erst jetzt, scheint uns, erleben wir Shanghai so ganz echt, werden wir fast zum Insider. Jeder Nebengässlein ist uns plötzlich offen, jede Strassenkreuzung wird zum Abenteuer.

*

Immer wieder, auf unseren Entdeckungsfahrten durch die Hintergässchen Shanghais, tönt uns aus Tempeln und Teestuben Musik entgegen – chinesische Volksmusik, von deren Klängen wir unwiderstehlich angezogen werden. Meist sind es ältere und alte Männer, die sich hier zum gemeinsamen Musizieren zusammenfinden. Dazwischen wird geschwatzt und Tee getrunken. Wir werden jeweils spontan in die Runde aufgenommen; wir spüren, dass es sie freut, dass wir an ihrer Musik Gefallen finden. Kommuniziert wird allerdings wortlos, aber nicht weniger verständlich – eben musikalisch. An Instrumenten sind in der Regel vertreten: hölzerne Flöten (Quer- und Langflöten), einsaitige Fideln, Mandoline, eine Art Hackbrett, Klapper, Gong, Mund-Organ.

*

Die Chinesen zeigen uns eigentlich immer nur ein lächelndes oder lachendes Gesicht. Bei einer Nachtfahrt auf dem Velo durch ein Hintergässchen sehe ich eine weinende, schluchzende alte Chinesin, gestützt von einem Mann, der sie zu trösten versucht. Dieses Weinen tönt in meinen Ohren so todtraurig – traurig wie ein untröstliches, verlassenes Kinderweinen . . .

31. Juli – 1. August

Heute fahren wir für zwei Tage nach Hangzhou, einer altchinesischen Kaiserstadt. Hangzhou ist in vier Eisenbahnstunden von Shanghai aus zu erreichen; die Stadt, sie wurde bereits von Marco Polo als die «vornehmste und schönste Stadt der Welt» bezeichnet, liegt am berühmten Westsee.

VSA-Fortbildungskurs für Küchenpersonal

Die Heimküche als Chance

Ort: Gewerblich-Industrielle Berufsschule Schaffhausen
Hintersteig 12 (Nähe Bahnhof, 3 Minuten)

Datum: Donnerstag, 19. Februar 1987

Zu diesem Kurs sind eingeladen: Mitarbeiter(innen) in der Küche aller Heime

Kursleitung: Franz Binz, Küchenchef Künzle-Heim, Schaffhausen

Kurskosten: Fr. 90.-, inkl. Mittagessen (ohne Getränke)
3 % Ermässigung für persönliche Mitgliedschaft
9 % Ermässigung für Teilnehmer aus VSA-Heimen

Programm

- 09.15 – Begrüssung, allgemeine Information über den Kurstag
– Integration der Küche in die Ganzheit des Heimes
Regine Meister
- 10.30 – Kaffeepause
– Erwartungen und Möglichkeiten der Heimküche
Franz Binz
- 12.00 – Mittagessen im Restaurant Stadion, Breite
- 14.00 – Ernährung im Heim – Aspekte und Probleme
Dr. med. Margrit Knecht
– Abwechslungsreiche Diätküche im Heim – Anregungen und Vorschläge
Doris Loser
– Diskussion
- zirka 17.00 Schluss

Anmeldung: Bis 6. Februar 1987 an das Kurssekretariat VSA, Seegartenstrasse 2, 8008 Zürich,
Tel. 01 252 47 07 (nur vormittags)

Die Anmeldung wird nicht bestätigt, die Kursunterlagen erhalten Sie spätestens 1 Woche vor Kursbeginn.
Die Teilnehmerzahl ist auf 30 beschränkt. Wiederholung des Kurses möglich.

Anmeldung (Kochkurs 87: Die Heimküche als Chance)

Name, Vorname _____

Arbeitsort (Name des Heims) _____

Adresse _____

PLZ/Ort _____

Datum, Unterschrift _____

VSA-Mitgliedschaft des Heims

Persönliche Mitgliedschaft

Zutreffendes bitte ankreuzen

Bis 6. Februar 1987 senden an Kurssekretariat VSA, Seegartenstrasse 2, 8008 Zürich

Bereits die Eisenbahnfahrt ist ein Erlebnis. Die chinesische Bahn bietet «weiche» und «harte» Klasse an (in bezug auf die Sitzgelegenheit); wer besonders preiswert fahren will, löst Stehplatz. Das hat natürlich zur Folge, dass die Züge meist hoffnungslos überfüllt sind, nicht nur von Menschen, sondern auch von Waren aller Art.

Im Zug herrscht wieder einmal ausserordentliche Hitze, obwohl in jedem Wagen mindestens drei riesige Ventilatoren kreisen. Der Schweiß läuft in Bächen – auch auf chinesischen Gesichtern (jetzt wird uns übrigens auch klar, warum jeder Chinese einen Fächer im Reisegepäck trägt!).

Die Landschaft ist eindrücklich: Wir fahren mitten durch die Reisfelder. Viele Flüsse durchziehen die grosse Ebene, unzählige Kanäle und Kanälchen. Und dazwischen die Reisfelder: Meist kleine, rechteckige Äckerlein, auf denen intensiv gearbeitet wird. Es gibt für mich auf der Welt kein schöneres Grün als dasjenige der sprossenden Reispflanzen! Grosse Teile der Pflanzungen sind unter Wasser. Zu Hunderten stehen die chinesischen Bauern – Männer, Frauen, Kinder – bis zu den Knien in diesem Schlammwasser, mit breitrandigen Hüten auf dem Kopf. Stundenlang arbeiten sie in gebückter Stellung, denn jedes Pflänzlein wird, nachdem es gekeimt hat und aus dem Wasser schaut, ausgezupft und neu in Reih und Glied eingepflanzt. Jeder Reishalm wird einzeln von Hand gepflanzt! Ich denke, man wird den Reis, wenn man dies einmal gesehen hat, anders essen als vorher . . . Besonders eindrucksvoll sind auch die urweltlichen Wasserbüffel – auch sie stehen fast bis zum Bauch im Schlamm –, mit denen der Boden nach erfolgter Ernte gepflügt wird.

*

Die Umgebung von Hangzouh ist leicht bergig. Die sanften Hügel sind bewaldet; Klöster, Pavillons, Pagoden und Gärten umgeben den Westsee und zieren auch die vielen Inseln. Früher hatte der See «Stationen» wie ein Wallfahrtsort; jede neue Schönheit bot Gelegenheit zu immer neuer Andacht. Hangzhou Umgebung ist auch berühmt für ihren Grüntee. Am Abend fahren wir mit den hier gemieteten Fahrrädern in eines dieser malerischen Täler. Irgendwo entdecken wir die Mauern eines Waldtempels. Wir lassen die Velos stehen und steigen den Berg hinan, einem munteren Bächlein entlang. Unvermittelt stehen wir in einem verlassenem Tempelhof, an dessen Rand sich ein Brunnen befindet, der berühmte «Drachenbrunnen», wie wir später vernehmen. Hier ist gut sein, denken wir, und erleben die hereinbrechende Dämmerung. Plötzlich, wie aus dem Nichts auftauchend, steht eine junge Chinesin vor uns und bedeutet uns, ihr zu folgen. Der Weg führt durch ein Gehölz, und unvermittelt stehen wir vor Wohnhütten. Die Türen gehen auf, und wir sehen uns von etwa einem Dutzend Menschen umringt, auch Kinder, die uns anlachen, bestaunen. Hocker werden herbeigebracht; wir müssen uns zu ihnen setzen. Ein junger Mann kann ein paar Worte Englisch; er erklärt uns, dass sie Teepflanzer seien und uns zu einer Tasse eigenen Tees einladen möchten. Es handelt sich dabei um den berühmten «Drachenbrunntee», der eine mehr als 1000jährige Tradition besitzt. Wir lassen es uns gerne gefallen. Später dürfen wir sogar einen Blick in die Wohnungen werfen; ohne jeden Komfort, erinnern sie mich an unsere Berghütten. Aber alles ist soweit sauber und ordentlich. Auch die Herstellung ihres Grüntees interessiert uns.

Mit weitausholenden Gesten rühmen wir ihren siedend-heissen Tee, auf dem die aromatischen Blätter fingerdick schwimmen. Natürlich gehört es sich, dass wir ihnen beim Abschied ein paar Schachteln Tee – Hausmarke! – abkaufen und grosszügig bezahlen. Ich will aber heute noch glauben, dass die Einladung auf dem verlassenen Tempelplatz keinen merkantilen Hintergrund hatte, sondern eine schöne Geste der Gastfreundschaft war.

*

Das Tempelkloster Lingyin Si ist eine der zehn berühmtesten buddhistischen Sakralanlagen Chinas. Ich will nicht diesen Tempel beschreiben, denn soviel Grösse, Erhabenheit und Schönheit ist nur schwer in Worte zu fassen. Was mich aber besonders fasziniert hat, ist der 168 Meter hohe Feilai Feng, der nach einer chinesischen Legende «herbeigeflogene Gipfel» vor der Tempelanlage. Dieser Fels enthält unzählige Grotten und Nischen; seit über tausend Jahren stellen seine bizarren Felsformationen offensichtlich eine Herausforderung für die chinesischen Bildhauer dar. Über 380 buddhistische Skulpturen wurden im Laufe der Jahrhunderte in den Stein gemeisselt bzw. aus dem Stein gehauen, zum Teil winzig klein, zum Teil überlebensgross. Die berühmteste der Skulpturen stellt den Maitreya Buddha dar und wird als der «lachende Buddha» bezeichnet. Man sieht ihn, dickbäuchig und lachend, mit einer Perlenkette spielend, in einer der grossen Nischen sitzen. Jeder, der hier vorbeikommt, steht in die Kolonne, um sich, zusammen mit diesem sympathischen Gottesbild, photographisch zu verewigen . . .

*

Die Rückfahrt nach Shanghai – diesmal «hard class» – lässt uns im Abendsonnenlicht noch einmal die chinesische Reislandschaft, eine seelische Urlandschaft, erleben und in vollen Zügen geniessen.

2. August

Wieder Velofahren kreuz und quer durch Shanghai; Bummel im Stadtkern, im innersten Kreis des chinesischen Lebens.

Am Abend schleppen uns unsere Freunde in eine der wenigen Shanghai-Discos. Die Musik ist laut, aber nicht ohrenbetäubend, die Lichteffekte eher harmlos-spielerisch.

Pro Juventute-Feriendorf Bosco della Bella

Zwischen Ponte Tresa und Luino liegen die originell und zweckmässig eingerichteten 6-, 7- oder 10-Betten-Häuser.

Spiel- und Sportplätze, Pingpongtische, Bocciabahnen, geheiztes und zur Hälfte gedecktes Schwimmbad, Gemeinschaftsraum.

Geeignet für Heimverlegungen, Sonderschulwochen, Therapiewochen usw. in Familiengruppen. Nicht rollstuhlgängig.

Attraktive Vor- und Nachsaisonpreise, Spezialangebot im Mai.

Nähere Auskünfte:

Bosco della Bella, 6981 Ponte Cremenaga
Tel. 091 73 13 66

Die Musik: vorwiegend westlich, amerikanisch. Offenbar tanzen die jungen Chinesen gerne zu den gleichen Rhythmen wie ihre westlichen Kollegen. Immerhin tritt in gewissen Abständen eine chinesische Sängerin auf und mischt etwas seichte Folklore in den harten Rock – «um das Gesicht zu wahren». Diese «nationale Konzession» sei die Voraussetzung für die Führung einer Disco (ich stelle mir eine entsprechende Situation bei uns vor: ins Rock-Konzert werden gemütliche Schwyzerörgeli-Melodien integriert ...).

Eine halbe Stunde vor Mitternacht leert sich das Lokal schlagartig. Polizeistunde?

3. August

Silvia, unsere Begleiterin, hat in Shanghai einen «Meister» gefunden, einen älteren Chinesen, der sie in einer traditionell-chinesischen Bewegungskunst, dem *Ji Gong*, unterrichtet. Wir haben die Erlaubnis, an einer Unterrichtsstunde teilzunehmen.

In einem Hinterhof, unter schattenspendenden Bäumen, erwarten wir den Lehrer. Er lässt vorerst auf sich warten; endlich kommt er. Dass er überhaupt kommt, scheint nicht ganz selbstverständlich zu sein, denn offiziell sehe man es nicht besonders gern, wenn Chinesen Westler in diese Gebiete einführen ... Aber nun ist er da, ein feinnerviger, sensibler Mann, der uns kurz begrüsst und dann gleich zielstrebig an die Arbeit geht – hier im Hinterhof, unter freiem Himmel, den Blicken Neugieriger ausgesetzt.

Ji Gong ist eine Bewegungskunst ähnlich dem «Taiji quan». Es besteht aus fünf ziemlich ausgedehnten und vorgegebenen Bewegungsteilen – in ihrem Ablauf immer komplizierter – und einem sechsten Teil, wo die freie, individuelle Improvisation im Vordergrund steht. Es geht darin um die harmonische Inbewegungsetzung der eigenen Energie. Verkrampfungen, äussere und innere, sollen dadurch gelöst werden. Es steht eine lange, letztlich auf dem Yin-Yang-Prinzip beruhende Tradition hinter diesen Bewegungsphilosophien. Es soll in China sogar Ji-Gong-Krankenhäuser geben, wo diese Bewegungskunst therapeutisch genutzt wird.

Den ersten Teil der Übungen erleben wir aktiv mit. Der Meister korrigiert auch uns fachkundig. Es erinnert mich in seinem Ablauf etwas an unsere Eurythmie-Bewegungen. Der Meister selber beeindruckt mich durch seine absolut souveräne, aber auch bescheidene Haltung. Wen wundert's, dass auch im modernen China diese Art von «Bewegungsausgleich» immer mehr an Boden gewinnt?

4. August

Letzter Tag in Shanghai, in China. Morgen fliegen wir nach Hongkong. Ein paar Besorgungen sind noch zu machen (ein paar Meter Seide, kleine alte Schnitzereien, in «second-hand-shops» feilgeboten, Eßstäbchen ...), letzte Kartengrüsse zu schicken. Wir sind so voller Eindrücke, dass wir nun auch innerlich bereit sind, unsere Chinareise zu beenden. In jeder Hinsicht sind wir reich beschenkt worden; mit einer leisen Wehmut sehen wir dem Abschied entgegen. Was wir sahen, war eine völlig neue, zum Teil

auch phantastische Welt, in der wir uns aber doch irgendwie geborgen vorkamen. Woran mag das liegen? Jedenfalls sind wir froh um die letzten individuellen, reisegruppe-unabhängigen drei Wochen. Obwohl wir dadurch vielleicht sogar gewisse «kulturelle» Höhepunkte verpassten, erlebten wir auf der persönlichen Ebene viele Begegnungen, die uns ein klein wenig Einblick in die «innere Wirklichkeit» Chinas gewährten ...

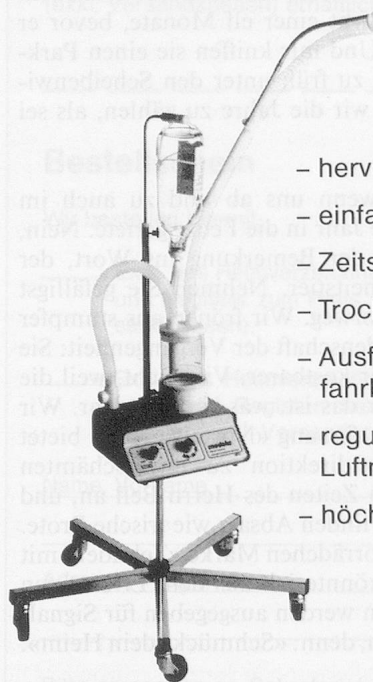
5. August

Hongkong! Hongkong – der grosse Schock, das böse Erwachen nach unserem relativ kurzen China-Aufenthalt. Westlich, laut, kapitalistisch – ein Wort in aller Leute Mund: Dollars ... Die Strassen verstopft, doppelstöckige Busse, kaum Velos, das Leben hektisch. An jeder Strasse eine christliche Kirche: Reformierte, Katholiken, Baptisten, Adventisten ... Die TV-Programme amerikanisch: Brutalo- und Trickfilme neben viel Belehrendem in Sachen neue Technologien. Eine Geschäftsstrasse reiht sich an die andere: alles ist hier zu haben, aber auch: eine unwahrscheinliche Ansammlung von Kitsch ...

Ich möchte nicht ausschliessen, dass wir Hongkong gegenüber ungerecht sind. Aber eben: Der Übergang in unsere westliche Konsumwelt ist dermassen abrupt, dass es uns fast den Atem verschlägt.

Im Hotel treffen wir unsere Reisegefährten, von denen wir uns in Peking getrennt haben, wieder. Zwei Tage sind wir noch zusammen, dann fliegen wir zurück in die Schweiz.

Der Ultraschall-Vernebler von Medela... zur Dauer- und Medikamenteninhalation



- hervorragend für Dauerlauf
- einfachste Handhabung
- Zeitschaltuhr serienmässig
- Trockenlaufschutz
- Ausführung trag- oder fahrbar
- regulierbare Nebel- und Luftmenge
- höchste Hygiene

medela

Medela AG, Medizinische Apparate
6340 Baar, Lättichstrasse 4
Telefon 042 31 16 16, Telex 865486